

WOZU EIN NEUER „RING“?

*Feuilleton im Vorfeld der Neuinszenierung von
Wagners Tetralogie durch das Team Dresden/
Kapplmüller/Dohnányi.*

1992

Irgendwo war in den letzten Tagen zu lesen, in Wien werde schon wieder viel Lärm um eine vollkommen unnötige Sache gemacht. Wer in aller Welt, so fragte sich der Schreiber, sei denn heutzutage noch auf Wagners "Ring des Nibelungen" neugierig. Die "wesentlichen Aussagen" zu diesem Stück seien längst gemacht, Bayreuth spiele das Werk noch pflichtschuldigst und aus den übrigen Spielplänen werde die Tetralogie ohnehin nach und nach gestrichen.

Wozu also der „Ring“, neu in Wien?

Das Hohngelächter mit dem sich Opernfreunde, solche nota bene, die Richard Wagner nach wie vor für einen bedeutenden Komponisten halten und es nicht einsehen wollen, daß eines der Schlüsselwerke der Musikgeschichte in einem allerersten Haus wie jenem am Ring nicht Jahr für Jahr präsent sein soll, das Hohngelächter also, mit dem diese Altmodischen jetzt konfrontiert werden, wird sich wohl noch potenzieren, wenn die „Ring“-Mechanik am kommenden Mittwoch mit dem „Rheingold“ in Gang gebracht wird. Bis zum Ende der Saison bleiben deutschen Feuilletonisten und solchen, die in deren ideologischem Fahrwasser segeln, dann etliche Gelegenheiten, sich über die

zurückgebliebenen Wagnerianer an der Donau lustig zu machen.

Wie auch immer. Ich meine, man sollte sich die Lust an der Sache nicht verderben lassen. Daß die Götter in der Staatsoper endlich wieder nach Walhall ziehen hat das ist den illustren Streitern für eine „zeitgemäße“ Musiktheaterphilosophie naturgemäß ein Dorn im Auge - einigen Symbolwert. Es kommt nicht von ungefähr, daß die ersten „echten Premieren“ der neuen Wiener Opernäraden vier Abenden der Nibelungentetralogie gilt, boten diese doch während der vergangenen zwei Jahrzehnte das beste Beispiel für den sukzessiven Verfall Wienerischer Musiktheaterkultur.

Daß es über 15 Jahre lang nicht gelungen ist, im Haus am Ring "Rheingold", "Walküre", "Siegfried" und "Götterdämmerung" im Zusammenhang aufzuführen darf man getrost auf solche Weise kommentieren. Die letzte Premiere der "Götterdämmerung" fand vor 32 Jahren statt, in der Ära Karajan, für die der "Ring", das war damals sozusagen selbstverständlich und nicht weiter zu diskutieren, das Rückgrat der Spielplanpolitik und der musikalischen wie szenischen Interessen des dirigierenden und inszenierenden Direktors bildete.

Seit damals war wenigstens einmal im Jahr "Ring"-Zeit. Nicht viel öfter, denn das "Unternehmen Nibelungen" verschlang regelmäßig enorme Energien,

mehr als sonst ein Projekt im Repertoire. Verwunderlich ist es also nicht, wenn bis zum endgültigen Zusammenbruch der Preetorius'schen Bühnenbilder nicht mehr als vierzig Mal "Rheingold" auf dem Programm stand, "Siegfried" brachte es in zwanzig Jahren überhaupt nur auf 33 Vorstellungen. Im Juni 77 verschwand er wegen akuter Baufälligkeit vollständig von der Bildfläche.

Seither haben sich, auch das ist schon des öfteren besprochen worden, die Philharmoniker enorm verjüngt. Den "Siegfried" hat ein großer Teil des Opernorchesters überhaupt noch nie gespielt. Denn obzwar die Götter noch einige waghalsige Versuche unternommen haben, späterhin in den alten Karajan-Bildern das eine oder andere Mal zu

"dämmern", konnte es zu einer vollständigen Aufführung der Tetralogie nicht mehr kommen. Zumal der Versuch Filippo Sanjusts, während der Ära Seefehlner I die Geschichte von den Rheintöchtern bis zum Weltenbrand als unschuldiges Märchen zu erzählen nach zwei jämmerlichen Versuchen auf halbem Wege abgebrochen werden mußte. Jetzt hat sich also Regisseur Adolf Dresen für den neuen "Ring" eingefunden. Er hat im Verein mit seinem Bühnenbildner Kapplmüller bisher stets dafür garantiert, daß sich über seine Inszenierungen auch das konservativste Abonnementpublikum nicht aufregt, während - Quadratur des Kreises! - die "Progressiven" sie immerhin recht ordentlich fanden.

Hinzu stößt Dirigent Christoph von Dohnányi, der im Gespräch versichert: "Wie immer das ausgeht, ich profitiere ungeheuer davon." Er weiß es, wie er betont, zu schätzen, mit diesem Orchester dieses Stück einstudieren zu dürfen und findet als einziger an der langen Wiener "Ring"-Abstinentz sein Gutes: Orchester und er lesen die Partitur wirklich "ganz neu". "Oft", erzählt er, "findet man auch im alten, viel verwendeten Wiener Orchestermaterial erstaunliche Details. Da frage ich: Sie spielen c, ich habe ces?" Womit sich - im Jahre 3 nach Karajan noch ein richtiges Vorzeichen in die Bratschenstimme einer Wagner-Oper schleicht...

Neu herausgeputzt wird er jedenfalls sein, der Wiener "Ring" anno 92/93. Und vielleicht dauerhaft genug, um wenigstens wieder dreißig bis vierzig Mal nachzuweisen, daß Wien doch eine der ersten Opernstädte der Welt ist. Oder sich anschickt, es endlich wieder zu werden. Eine Stadt, die selbstverständlich auch mit diesen Nibelungen, Wälsungen, Riesen und Göttern umzugehen weiß, im Bewußtsein, daß es sich bei ihnen um einige der bedeutsamsten, symbolträchtigsten Figuren der europäischen Kulturgeschichte handelt, mit denen wir uns nolens volens auseinanderzusetzen haben. Ob das den Vordenkern am Rhein und ihren an die Donau ausgelagerten Kollegen nun in ihren Kram paßt oder nicht.

mehr

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten